Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 5

Artikel: Das Bildnis
Autor: Linden, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661652

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bildnis

Von Hermann Linden

Als Robert Immermann nach einem langen Aufenthalt in Italien zurückkehrte, empfing ihn gleich nach der Ankunft in der Heimatstadt eine Nachricht, die für ihn so furchtbar war, dass sie nicht nur das von der Heiterkeit der letzten Monate durchsonnte Gemüt des Malers in den Abgrund des tiefsten Schmerzes riss, sondern sogar das Fortbestehen der Existenz des Künstlers auf das äusserste zu gefährden schien. Immermanns bester Freund, der um einige Jahre ältere Bildhauer Stefan Narval, war, Opfer einer plötzlichen, dem abwesenden Freund verheimlichten Lungenentzündung, fünf Tage vor dessen Rückkehr gestorben.

Von nun an verfiel Immermann in einen Zustand von Melancholie, der ihn zu jeder Arbeit unfähig machte. Mit glühender Lust hatte er in den Gärten und Ruinen Roms sowie in der elegischen Einsamkeit der Campagna Zeichnung um Zeichnung und Bild um Bild geschaffen. Stets hatte er in der Schöpferfreude an den älteren Narval gedacht, dessen Beifall seine höchste Genugtuung war. Der Schmerz des Malers wurde durch einen besonderen Umstand gesteigert. Immermann besass kein Bild von Stefan Narval. Nie hatte er, der anerkannte Künstler, sich reif genug gefühlt, den älteren Freund zu malen. Immer hatte er es aufgeschoben auf später, und nun war es zu spät geworden. Nun waren zwar Immermann die grauen, klugen Augen Narvals mit ihrem lebhaften, durchdringenden Blick ebenso vertraut wie die ganze Physiognomie des Freundes, so dass er es ruhig hätte wagen können, das Bildnis aus der Erinnerung zu malen, und wohl niemand hätte Anlass gehabt, an der Aehnlichkeit zu zweifeln. Immermann jedoch war der Ansicht, dass man auf diese Weise wohl das Bildnis irgendeines mittelmässigen Menschen malen, keineswegs aber die geistige Kraft eines Künstlers vom Range Stefan Narvals auf die Leinwand bannen konnte.

Einige Wochen waren seit der Rückkehr des Malers vergangen. Noch immer standen die Kisten mit den italienischen Bildern verschlossen auf dem Korridor, und die Staffelei am Atelierfenster harrte vergeblich auf die schaffenden Hände des Malers. An diesem lichtarmen Wintertag verdunkelte eine bleigraue, nebeldurchfeuchtete Dämmerung sehr früh die Stadt. Robert Immermann, der sich in seinem Atelier aufhielt, wurde von dem bösen Zwielicht so unangenehm berührt, dass er die langen schwarzen Vorhänge zuzog und die Beleuchtung mit sämtlichen Lampen einschaltete. Dann liess er sich wieder auf den breiten Stuhl nieder, auf dem er zuvor schon lange gesessen hatte, untätig, dumpf, den Blick auf die Diana-Plastik gerichtet, die ihm Stefan Narval vor einem Jahr geschenkt hatte. Marmor aus Carrara, hatte der Bildhauer damals erklärt, als er dem Freund das schimmernde Kunstwerk überreichte, und die Musik dieses Wortes war durch die dunkle Stimme Narvals voll zum Ertönen gekommen. Auf dem Tisch lagen viele Bilder zerstreut herum, Skizzen, abgebrochene Versuche, alles Zeugnisse eines unbefriedigten Suchens. Jedes Blatt war ein heisser Gedanke an Stefan; aber kein Blatt war zu einem Bildnis geglückt, wie es Immermann vorschwebte. Ein Geräusch schreckte ihn aus seinen düsteren Betrachtungen auf.

Unwillig sah er nach der Tür, durch die ein nichterwünschter Besucher eindrang. Es war ein Herr, der langsam eintrat, ein grosser, eleganter Herr im schwarzen Paletot. Als Immermann Gestalt und Gesicht des Besuchers in vollem Lichte sah, durchzuckte ihn ein Schreck wie ein elektrischer Schlag. Nichts fehlte! Alles war da: das bleiche, vornehme Gesicht mit dem dunkelbraunen Spitzbart, der steife, schwarze Hut, der Rohrstock mit dem Schlangengriff, die gelben Handschuhe und der schwere weisse Seidenschal um den Hals. Er war es: Stefan Narval, der Tote! Immermann war so gelähmt von dem unfasslichen Ereignis, dass er sich unfähig fühlte, auch nur einen Finger zu rühren. Mit starrem Blick verfolgte er die Bewegungen des Bildhauers, der, obwohl er gekommen war, dem Freund, der um ihn litt, einen Besuch abzustatten, von dessen Anwesenheit vorläufig keine Notiz zu nehmen schien.

Der Besucher ging vielmehr, als gewahre er Immermann nicht, an dem unbeweglich Sitzenden vorüber in eine Ecke des Ateliers, legte dort Hut, Mantel, Schal, Handschuhe und Stock auf einen Tisch, zog das rote Tuch von der Staffelei, schob das Gerät in die Mitte des Raumes, unter die grosse Lampe, rückte einen Sessel heran, in den er sich, links von der Staffelei, niederliess, die Augen

auf die schimmernde Diana gerichtet, das Werk seiner eigenen Hand.

Der Bildhauer Stefan Narval war vor einigen Wochen gestorben. Tote kehren nicht wieder, aber über das Erscheinen von Geistern sind die letzten Geheimnisse noch nicht gelöst, und mancher grosse Mensch hat unter ihrem Banne gestanden. Robert Immermann gehörte zu jenen Menschen, die für das Erscheinen von Geistern nur ein Lächeln, aber gar keinen Glauben übrig haben. Geistergeschichten war er nie Zuhörer gewesen, und darum musste ihn, den Skeptiker, der unheimliche Besuch um so heftiger in Verwirrung bringen. Lauernd sass der Maler auf seinem Stuhl. Würde der Geist nun sprechen? Würde die Erscheinung, falls es zu einem Gespräch kommen sollte, in der Sprache der Lebenden reden, so dass Immermann verstehen konnte? Der Unheimliche, der nicht nur in der Gestalt des toten Bildhauers, sondern auch in dessen letztem neuem Anzug erschienen war, den Immermann genau kannte, wandte sich nun, nachdem er sich etwas Ruhe nach den Bemühungen, die ihm sicher sehr beschwerlich gewesen waren, gegönnt hatte, dem Maler zu, und Immermann fühlte den Blick des toten Freundes auf sich ruhen. Dieser Blick war ihm völlig fremd. Es war der Blick eines Menschen, der das grosse Geheimnis nach dem Tode kennengelernt hatte. Erdenferne Ruhe lag in diesen Augen, aus denen ein seltsames Licht schimmerte, das zu der wächsernen, blutleeren Farbe der Gesichtshaut in rätselhaftem Widerspruch stand. Immermann zitterten leicht die Knie. Er konnte diesem Blick, den erhaben zu nennen er sich versucht fühlte, nicht standhalten und senkte den Kopf; aber der Geist, der wider Erwarten keinen Laut von sich gab, zwang ihn, sofort wieder emporzusehen. Während der Maler, ohne sich vom Stuhl zu rühren, von neuem die unfassliche Erscheinung verstört anstarrte, löste sich nach einigen Minuten langsam die magische Lähmung seines Körpers, und er stand, durch ein Taumelgefühl zunächst behindert, vom Stuhle auf. Jetzt hatte der Maler Robert Immermann begriffen, warum sein Freund erschienen war. Die Klage des Lebenden hatte das Ohr des Toten erreicht. Wenn auch nach den ewigen Gesetzen der Natur Stefan Narval nicht wieder zur Erde zurückkehren konnte, so sollte wenigstens Robert Immermann die Gelegenheit erhalten, das versäumte Bildnis zu malen. Die Inspiration, um die der Maler vergeblich seit Wochen gerungen hatte, erfüllte ihn jetzt glühend. Er sprang an den Schrank, holte Leinwand, Kreide, Pinsel, Stifte und Farben und begann das Bildnis seines Freundes zu malen. Stets hatte er geglaubt, den Toten nicht aus der Erinnerung malen zu können. Freilich sass ihm jetzt der Tote Modell; aber dennoch malte Immermann den Freund nicht, wie er vor ihm sass, nicht mit dieser fahlen Haut, nicht mit diesem unirdischen Blick — nein, er malte ihn als Lebenden, so, wie er ihn im Gedächtnis bewahrte, mit sonnengebräunter Haut, mit lebhaften, ironischen, durchaus von menschlichem Leben erfüllten Augen. Immermann malte mit einem feurigen Eifer, mit dem Gefühl der einmaligen Gelegenheit, und er war so besessen von seinem Schaffen, dass er gar nicht merkte, dass er längst nicht mehr auf den im Sessel sitzenden Toten blickte, dass er überhaupt nicht mehr nach dem Modell arbeitete, sondern lediglich aus der Inspiration, die von seiner tiefen Liebe zu dem gestorbenen Freund beflügelt wurde. Er merkte auch nicht, dass der Tote, der Geist, das Atelier verliess, als hätte er seine Ueberflüssigkeit erkannt.

Nach zwei Stunden ruhten zum ersten Male die Hände Immermanns. Der Maler trat einige Schritte von der Staffelei zurück und sah das vollendete Bildnis lange prüfend an. Er sah nach dem Sessel, um am Modell zu vergleichen. Der Sessel war leer. Erst jetzt wurde Immermann sich der Phantastik der Vorgänge voll bewusst. Er drehte sich um. Der Stuhl, auf dem er vorhin gesessen hatte und sich jetzt in seiner neuen Verwirrung niederlassen wollte, war besetzt.

«Du warst mit solcher Leidenschaft am Werke, Robert», sagte Georg Mayring, einer der Freunde des Malers, «dass du mein Eintreten nicht bemerkt hast. Ich gratuliere! Ein grossartiges Bild! Es ist dir gelungen, unseren lieben Stefan Narval auf die Leinwand zu bringen, dass man sagen kann, du habest ihn zum zweiten Leben erweckt! Wie konntest du nur solange an deinen Fähigkeiten zweifeln? Und wie kamst du gerade heute dazu, das Bildnis zu malen?»

Immermann sah starr den blauen Anzug an, den Mayerling trug, der aber nicht vollkommen zu passen schien, dann streifte sein Blick den kleinen Koffer am Boden, die Kleidungsstücke auf einem hinteren Tisch, und nun wurde es ihm bewusst, dass er jetzt, nach zwei Stunden, zum ersten Male wieder nüchtern dachte. Das phantastische Ereignis hatte seine reale Erklärung gefunden. Immermann begriff und würdigte den guten Zweck der Komödie.

«Georg», sagte er nun und legte dem Freund die Hand auf die Schulter, «dass du ein grosser Schauspieler und ein Meister der Maske bist, habe ich mit Genuss oft erlebt und bewundert. Hätte mir jedoch einer erzählt, dass es der Kunst eines Mimen möglich sei, einen Geist vorzutäuschen, hätte ich gelacht. Ich will nicht lügen. Ich glaubte wahrhaftig, Stefan sässe im Sessel. Jetzt verstehe ich es aber selbst nicht mehr recht!»

«Robert», erklärte Georg Mayring, «man muss als Schauspieler oft tote Menschen darstellen, aber in unserem Falle kam noch etwas hinzu. Wäre deine Verfassung normal gewesen, dann hätte mein Versuch wohl nicht glücken können. Du hattest dich aber so tief in deinen Schmerz verbohrt und dich in deiner Depression so weit vom Leben entfernt, dass deine Nerven nicht mehr standhielten und phantastischen Einflüssen zugänglich wurden. Wir alle, deine Freunde, haben uns Tag um Tag überlegt, wie wir dich aus deiner Gemütserkrankung herausbringen und zu deiner Arbeit zurückführen könnten. Da du immer über das versäumte Bildnis klagtest, kam ich auf die Idee, es mit der Maske Narvals zu versuchen. Stefans Mutter gab mir seine Kleider. Ich wusste, dass es darauf ankam, dir die fehlende Inspiration zu verschaffen, und wahrhaftig, du bist nicht nur ein quälendes Gefühl losgeworden, sondern du hast auch gewiss dein bestes Bild gemalt!»

Sie traten zusammen vor die Staffelei und schauten das auf so seltsame Weise entstandene Meisterwerk an, lange, stumm. Schliesslich sagte der Schauspieler leise: «Und dazu noch bei elektrischem Licht! Sicherlich wäre es dir bei Tageslicht nicht so hinreissend gelungen!»

Ueber diese Bemerkung musste Immermann lächeln. Es war das erste Lächeln seit vielen Wochen. Nun würde es aber wieder aufwärts gehen. Das gelungene Bildnis musste ihm helfen, sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.

Kennen Sie Annemarie?

Nein! das ist aber schade. Lassen Sie mich von ihr erzählen. Es war im Herbst, als ich sie kennen lernte. Mit vielen ihrer Schwestern warb sie um meine Gunst, doch sie tat dies auf eine so liebliche Weise, dass ich mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte. Bekanntlich rügt man gewöhnlich die Gesprächigkeit der weiblichen Wesen, Annemarie war und ist eine Ausnahme. Stundenlang konnte sie in meiner Nähe weilen, ohne auch nur das kleinste Wörtchen zu sagen, doch hörte sie mir immer sehr aufmerksam zu, wenn ich mit ihr plauderte. Auch dies ist eine Kunst, die nur wenige Frauen verstehen. Mit allen meinen Sorgen und Kümmernissen fand ich Trost bei ihr, ihre Entwicklung beglückte mich, denn je länger sie bei mir weilte, desto vollkommener wurde ihre liebliche Erscheinung. Und dabei war sie stets so bescheiden, nie drängte sie sich vor, obschon alle meine Freundinnen sie bewunderten. Die Freundinnen waren fast ein wenig neidisch und behaupteten, ich hätte mein Herz an Annemarie verloren. Darüber habe ich eigentlich noch gar nie nachgedacht, mir genügte es, mich an ihr zu erfreuen. Wenn ich heimkam, erwartete sie mich, das ganze Zimmer war erfüllt von ihrem frühlingshaften Parfüm, überhaupt erinnerte sie mich stets an den Frühling, mochte er draussen auch in dichten Flocken schneien.

Nun möchten Sie aber wissen, ob Sie nicht auch eine Annemarie besitzen könnten. Nichts leichter als das! Sie brauchen nur im Herbst eine Hyazinthenzwiebel der Sorte Annemarie zu erwerben. Weshalb sind Sie so erstaunt, habe ich wohl gar vergessen zu erwähnen, dass Annemarie eine Hyazinthe ist?

Diese Zwiebel nun pflanzen Sie bis zu zwei Dritteln in nahrhafte, mit etwas Sand vermischte Erde, giessen an, stellen den Blumentopf dunkel und kühl, bis der Trieb etwa sechs Zentimeter lang ist. Dann nehmen sie Annemarie ins Zimmer und dürfen nun die Entwicklung zur lieblichsten Blüte erleben, mitten im Winter. Regina Wiedmer.

Redaktion: Dr. Ernst Oberhänsli, Zürich 1, Hirschengraben 56. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrasse 19, Zürich. — Telephon 32 35 27 / 24 28 24.